Im Vertrauen wachsen

Evangelische Perspektiven auf Sozialstaat und Familien

Sehr geehrte Damen und Herren,

„Im Vertrauen wachsen" – das klingt zunächst nach Familie, Kindheit, einem Zuhause, in dem jemand sagt: *„Du bist nicht allein. Ich bin da. Du kannst dich auf mich verlassen."* Aber Vertrauen ist mehr als ein gutes Gefühl. Es ist unverfügbares, ur-menschliches Geschehen. Man kann es nicht machen, kaufen, verordnen oder per Gesetz beschließen. Man kann nur Bedingungen schaffen, unter denen Vertrauen wachsen kann. Ein Urbild dafür: Ein Kind ist auf einen zu hohen Baum geklettert. Unten steht die Mutter und ruft: „Spring!" Eine Definition lautet: *„Ein handlungsleitender Mut, sich selbst in einer kritischen Situation auf jemand anderen hin verletzlich zu machen."*
Vertrauen ist zugleich der Inbegriff eines evangelischen Glaubensverständnisses. griech. pistis, lat. fides/fiducia

Alle Philosophie beginnt mit dem Staunen – alle Theologie mit dem Vertrauen. Vgl. Heid. Katechismus Frage 21, nach Hebr. 11,1: Was ist wahrer Glaube? ein herzliches Vertrauen"
Vertrauen zentral für Gesellschaft. Vgl. El-Mafalani: Misstrauenskultur.

Damit sind wir mitten in den Fragen von Familie und Sozialstaat. Familien sind Orte des Vertrauens. Kinder lernen dort, dass sie anderen vertrauen können – und dass ihnen etwas zugetraut wird. Auch Kirchen sind solche trust-broker, weil es um Gott als Bedingung der Möglichkeit von Vertrauen geht. Der Sozialstaat wiederum ist eine institutionalisierte Form gesellschaftlicher Verantwortung: Wenn Menschen in schwierige Lebenslagen geraten, sollen sie nicht allein gelassen werden. Beide, Familie und Sozialstaat, gehören zusammen. Aber beides darf nicht miteinander verwechselt werden. Der Staat kann Familien unterstützen. Er kann aber nicht lieben, trösten, vertrauen wecken. Böckenförde-Diktum. Und genau hier beginnt für mich die christliche Perspektive. 9,5 Thesen – zum Wechselspiel von Familie, Sozialstaat und Glauben.

1. Angewiesenheit gehört zum Menschsein

Wenn wir über Sozialstaat und Familien sprechen, reden wir schnell über Leistung: Was leisten Eltern? Was leistet der Staat? Was kann sich unsere Gesellschaft leisten? Das sind wichtige Fragen. Aber sie sind nicht die ersten. Die erste Frage lautet: Was braucht ein Mensch, damit sein Leben gelingen kann? Oder noch grundlegender: Was macht einen Menschen aus, seine Würde, seinen Wert? Die Bibel gibt darauf eine klare Antwort: Wesen, Würde und Wert eines Menschen hängen nicht davon ab, was er leistet. Der Mensch ist Mensch, weil Gott ihn geschaffen hat. Seine Würde ist unverfügbar. Kinder machen diese Wahrheit besonders sichtbar. Ein kleines Kind kann nicht für sich sorgen. Es ist darauf angewiesen, dass jemand es trägt, ernährt, tröstet, hält. Genau deshalb stellt Jesus im Markusevangelium die Kinder in die Mitte: „Lasst die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn solchen gehört das Reich Gottes." Kinder stehen hier für eine ur-menschliche Existenz, die empfängt, die angewiesen ist, die aus Vertrauen lebt. *Angewiesenheit ist kein Defekt des Menschen. Sie gehört zu seiner Würde*. Das ist eine wichtige Korrektur gegenüber einer Gesellschaft, in der Selbständigkeit schnell zur Selbstgenügsamkeit wird. Freiheit und Selbstbestimmung sind hohe Güter. Aber niemand lebt aus sich selbst. Wir sind von Anfang an auf andere angewiesen – ein Leben lang.

2. Kinder sind nicht unsere Zukunftsressource – sie sind Menschen

Wenn über Familienpolitik gesprochen wird, wird häufig mit dem demografischen Wandel argumentiert: Wir brauchen Kinder, damit unsere Gesellschaft Zukunft hat, damit Renten finanzierbar bleiben, damit Fachkräfte nachkommen. Das mag als gesellschaftliche Analyse stimmen. Aber Kinder dürfen nicht deshalb wertvoll sein, weil sie später etwas für uns leisten. Sie sind keine demografische Ressource. Sie sind vollwertige Menschen: Hier. Heute. Die theologische Perspektive auf Kindheit verändert deshalb den Blick. Kindheit ist nicht nur eine Vorstufe zum „eigentlichen" Leben. Das Kind kein Mensch im Wartestand. Jesus kehrt diese Sicht um und stellt das Kind als Leitgröße mitten unter seine Jünger: *„Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf*". Dann fragen wir nicht nur: Was brauchen wir, damit Familien funktionieren? Sondern: Was brauchen Kinder, damit sie gut leben können? Zeit, Bildung, Beziehung, Freiheit, Schutz – und Hoffnung. Kinder brauchen Menschen, denen sie vertrauen. Das kann kein Sozialgesetz leisten. Aber es kann Rahmenbedingungen dafür schaffen. Und der Sozialstaat ist seinerseits darauf angewiesen ist: auf Menschen, die füreinander einstehen.

3. Familie braucht Unterstützung, nicht Überforderung

Familien leben heute in unterschiedlichen Formen, Lebenslagen und Lebensphasen. Familienpolitik kann deshalb nicht darin bestehen, ein einziges Lebensmodell zur Norm zu machen. Die entscheidende Frage ist: Wo übernehmen Menschen füreinander Verantwortung – und was brauchen sie dafür? Familie ist ein Beziehungsraum, in dem Freude und Last, Zeit und Geld, Krankheit und Gesundheit geteilt werden. Das ist anspruchsvoll und braucht Unterstützung. Denn Familie ist nicht automatisch ein Ort des Vertrauens. Sie kann Geborgenheit schenken, aber auch von Überforderung, Konflikten oder Gewalt geprägt sein. Deshalb braucht es Schutz, Beratung und Hilfen. Die sozialstaatlichen Richtlinien, die diesem Impuls zugrunde liegen, benennen drei zentrale Felder: finanzielle Unterstützung, familienbezogene Infrastruktur und eine Zeitpolitik, die Familienzeit schützt.

Alles drei ist wichtig. Denn Familien brauchen nicht nur Geld. Gerade Zeit ist knapp. Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung, Haushalt, Pflege und Organisation überlagern sich. Hinzu kommt der sogenannte „Mental Load“: das ständige Mitdenken, Erinnern und Organisieren. Familienfreundlichkeit zeigt sich deshalb auch daran, ob Menschen Zeit füreinander haben. Das Wesen der Religion ist Unterbrechung, heilige Zeit. Gerade auch als Zeit für einander.

4. Sozialstaat heißt: Niemand fällt ins Bodenlose

Was ist der Sinn des Sozialstaates? Ich würde ihn nicht als Umverteilungsmaschine verstehen. Er ist Ausdruck einer Solidargemeinschaft: Menschen sollen auch in Krisen nicht ins Bodenlose fallen. Ein demokratischer Sozialstaat sagt: Wir gehören zusammen und tragen gemeinsam Verantwortung. Gerade hier ist das Prinzip der Subsidiarität wichtig. Der Staat kann die Kräfte und Ressourcen von Familien nicht ersetzen, keine Beziehungen administrieren. Seine Aufgabe ist es, Familien zu begleiten und zu fördern. Der Staat soll ermöglichen, absichern und dort helfen, wo eigene Kräfte nicht reichen. Er soll Bedingungen schaffen, in denen Menschen füreinander Verantwortung übernehmen können. Artikel 6 Absatz 1 des Grundgesetzes bringt diesen besonderen Schutz von Ehe und Familie zum Ausdruck. Deshalb bleibt Böckenfördes Diktum aktuell: *„Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“* Unsere Gesellschaft lebt deshalb von Haltungen: von Vertrauen, Verantwortungsbereitschaft und Solidarität. Nicht nur von der Frage: Was steht mir zu? Sondern von der Frage: Was ist mir anvertraut?

5. Familienpolitik ist mehr als Geldpolitik

Finanzielle Unterstützung bleibt wichtig. Familien sind von wirtschaftlicher Unsicherheit und steigenden Kosten besonders betroffen; eine präventive Sozialpolitik muss deshalb Familienarmut entgegenwirken. Zugleich ist Armut mehr als fehlendes Geld. Sie betrifft Teilhabe, Bildung, Gesundheit und Zukunftschancen. Die PISA-Studien verweisen darauf, wie stark Bildungserfolg mit sozialer Herkunft zusammenhängt. Aber auch hier gilt: Ein Kind wird nicht gefördert, damit es später möglichst erfolgreich funktioniert. Wir fördern Kinder, weil jedes Kind eigene Würde besitzt und ein Recht hat, sich zu entfalten. Christlich gesprochen: Wir fördern Kinder, weil sie Kinder Gottes sind. Auch Sorgearbeit muss dabei sichtbar werden.

- Ein Kind zu trösten schafft keinen Marktwert.

- Einen Angehörigen zu pflegen erhöht nicht automatisch das Bruttoinlandsprodukt.

- Aber beides erhält Leben und hält unsere Gesellschaft zusammen.

Nicht alles, was gesellschaftlich wertvoll ist, lässt sich in Euro messen. Und nicht alles, was sich in Euro messen lässt, ist deshalb das sozial wertvoll.

6. Familie als Lernort des Glaubens – Kirche als Lernort familiären Vertrauens

Wo lernen Menschen, dass sie anderen Menschen und Institutionen vertrauen können – dass sie selbst vertrauenswürdig sind und dass es sich lohnt, sich zu engagieren? Die 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigt, dass religiöse Bezüge in Familien bleibend wichtig sind. Evangelische Befragte nannten 64 Prozent die Mutter, 40 Prozent den Vater und 35 Prozent die Großeltern als Personen, die ihre spätere Einstellung zu religiösen Fragen beeinflusst haben. Zugleich zeigt die Untersuchung auf, dass religiöse Menschen eine signifikant höhere Bereitschaft haben, Fremden zu vertrauen und sich sozial zu engagieren. Wichtig ist: Glauben entsteht nicht nur dort, wo Kirche Angebote macht. Es entsteht in Beziehungen: im Alltag, am Tisch, am Bett, beim Einschlafen, bei einer Geburt, einer Beerdigung, beim gemeinsamen Gebet – manchmal auch nur in dem Satz: Gott ist bei dir. Familie kann ein Lernort des Glaubens sein. Und Kirchen kann zugleich ein Lernort familiären Vertrauens sein. Familien brauchen dazu Räume, in denen Fragen, Zweifel, Staunen, Dank, Trauer, Gebet und Stille Platz haben. Und sie brauchen eine Kirche, die danach fragt: Was können wir dieser Familie Gutes tun? Die Familienstudie „Familien gefragt“ beschreibt, dass Familien Angebote besonders dann als lebensdienlich wahrnehmen, wenn sie Nutzen haben,

Begegnung ermöglichen, in Armut unterstützen, mehr Zeit ermöglichen. Zugleich reagieren Familien sensibel auf missionarische Verzweckung und wünschen sich eine wertschätzender Willkommenskultur gegenüber unterschiedlichen Familienformen und Lebensentwürfen. Das bedeutet für Kirche: Wir müssen auffindbar, verständlich, offen und einladend sein. Wir müssen unseren Glauben so zur Sprache bringen, dass er Leben eröffnet. Kirche kann Begegnungs-Räume schaffen – für Ruhe und Gespräch. Sie kann Menschen an den Übergängen des Lebens begleiten: bei Geburt, Taufe, Einschulung, Konfirmation, Hochzeit, Krankheit, Sterben und Trauer.

7. Gott als Urgrund von Vertrauen und Verantwortung

Christliches Vertrauen bedeutet nicht naiv: Alles wird gut. Es bedeutet auch nicht: Der Staat oder die Familie wird es schon richten. Vertrauen heißt vielmehr: Ich bin nicht Herr über alles. Ich darf mich darauf verlassen, dass mein Leben getragen ist. Gerade deshalb kann ich Verantwortung übernehmen. Das gilt auch für das Verhältnis von Sozialstaat und Familie. Der Staat soll Verantwortung ermöglichen, nicht ersetzen. Hilfe anzunehmen ist kein moralisches Versagen. Vielleicht lässt sich die Qualität einer Gesellschaft deshalb an einer einfachen Frage erkennen: Was passiert mit den Menschen, die nicht mithalten können? Mit Kindern, alten Menschen, Kranken, Armen, Menschen mit Behinderungen oder in Krisen? Damit sind wir beim tiefsten Grund des Vertrauens. Wenn wir nur auf Menschen oder Institutionen vertrauen, werden wir irgendwann enttäuscht – nicht weil Menschen schlecht wären, sondern weil sie begrenzt sind. Kein Vater kann für sein Kind Gott sein. Keine Mutter kann das. Kein Staat und keine Kirche können es. Unser Vertrauen hat seinen letzten Grund deshalb nicht in dem, was wir selbst leisten können, sondern in Gott. Im Wunder, in Auferstehung, im Gebet. Damit bin ich selbst groß geworden. Wir glauben an einen Gott, der uns das Leben schenkt, im Leben trägt und auch noch hält, wenn alles bricht. Das ist die ultimative Grund, selbst frei zu handeln. Dabei verändert das kleine Wort „anvertraut“ sehr viel. Was mir anvertraut ist, muss ich bewahren und achten. Kinder sind uns anvertraut, nicht unser Besitz. Wir dürfen sie begleiten, erziehen, ihnen Wurzeln und Werte mitgeben, ihnen Glauben eröffnen. Aber wir besitzen nicht ihr Leben. Auch Kinder gehören zuerst Gott. Das ist für Eltern befreiend. Sie müssen nicht perfekt sein. Und diese gottgegebene Unverfügbarkeit bestimmt die evangelische Sicht auf Familienpolitik und Sozialstaat.

7,5. Im Vertrauen wachsen

Damit bin ich wieder bei unserem Titel: „Im Vertrauen wachsen.“ Das ist in verschiedener Weise eine gemeinschaftliche Aufgabe von Familie, Sozialstaat und Kirche. Ein Kind wächst, wenn es erlebt: Ich werde gesehen, gehört, getragen. Ich darf mich ausprobieren. Ein Erwachsener wächst, wenn er erlebt: Ich kann Verantwortung übernehmen. Mir ist etwas anvertraut. Ich kann für andere da sein. Und selbst Hilfe annehmen. Eine Gesellschaft wächst, wenn sie im Wissen um die eigenen Grenzen Freiheit und Solidarität fördert Der christliche Glaube verspricht uns keine Welt ohne Brüche. Familien bleiben nicht immer zusammen. Kinder werden krank. Menschen verlieren Arbeit. Beziehungen zerbrechen. Eltern sind überfordert. Manchmal reicht die Kraft nicht. Manchmal scheitert staatliche Hilfe. Manchmal versagt Kirche. Manchmal versagen wir selbst. Der Glaube verspricht: Gott bleibt. Wenn du fällst, bist du nicht aus Gottes Hand gefallen. Am Ende sind wir wie das Kind auf dem zu hohen Baum. Und Gott ruft: Spring.